

Das Hennendiandl

Autor(en): **Greinz, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 14

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669086>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ohne ersichtliche Ursache. Es fühlte die harsche Gletscherluft wehen und schrieb die geheimnisvollen Vorgänge dem Walten verborgener Mächte zu — dem Walten der hüßenden armen Seelen. Es glaubte, daß in den Schlingen, dicht gedrängt, Kopf an Kopf, Regionen von abgetriebenen Seelen jahrelang hüßen und auf Erlösung warten müßten. „Vor alten, alten Zeiten,“ erzählt die Sage, „ging einmal ein frommer Vater, der Professor war, mit seinen Studenten in das Aletsch spazieren, um dessen gewaltigen Gletscher zu bewundern. Aber kaum hatten sie ihn betreten, so machte der Vater Halt und wollte auch den Studenten nicht erlauben, weiter vorwärts zu gehen. Um die Ursache seines Zögerns befragt, soll er geantwortet haben: „Wenn ihr müßtet, was ich

weiß, und sehen könntet, was ich sehe, so würdet ihr gewiß keinen Schritt mehr vorwärts tun.“ Die Studenten, neugieriger geworden, fragten ihn abermals, was er denn sehe. Nun legte er einen Finger auf den Mund, als wollte er ihnen Stillschweigen gebieten und sagte mit halblauter Stimme: „Weil der Aletschgletscher voll armer Seelen ist.“ Als einige Studenten ungläubig den Kopf schüttelten, sagte er zum Nächststehenden: „Komm hinter meinen Rücken, stelle deinen rechten Fuß auf meinen linken und schaue über meine Achseln auf den Gletscher!“ Da sah dieser voll Entsetzen aus den blauen Gletscherspalten so viele Köpfe armer Seelen emportauschen, daß man keinen Fuß hätte dazwischen setzen können.“
(Schluß folgt.)

Berggewitter.

Um der Berge Felsenfirnen wallen,
Schwarz und schwer, Gewitterwolkenballen.
Rasch erlischt des Tages helles Licht,
Tiefe Dämm' rung ihre Schleier slicht
Und umspinnt mit düsterblauen Schatten
Rings des Alpentales grüne Matten.

Plötzlich dorthier, wo die Gletscherschründe
Fahl beleuchtet stehen, wuchsen Winde,
Kalt und schneidend, pfeifend ins Gelände,
Greifen wie gekralte Riesenhände
In des Bergwalds Weltertannen, schütteln
Ihre Kronen, sie zerzausend, rütteln
An den Stämmen, die im Sturm sich wiegen,
Daß sie sich wie schlanke Berten biegen.
Und schon durch der Elemente Keuchen
Flammt es aus den schwarzen Wolkenbäuchen —
Zuckend, jäh ein Strahl von Feuer zischt
Auf die Erde nieder und erlischt,
Während rollend wie Kanonenbrüllen

Donnerfugen alle Schluchten füllen.
Schlag auf Schlag und Dröhnen über Dröhnen —
Sturmgeheul und Achzen rings und Stöhnen —
Schauerlich vom kahlen Felsenwall
Schallt des Echo's dumpfer Widerhall.
Strömend öffnen sich des Himmels Schleusen —
Sinfutartig rauschen schwer in weißen,
Windgepeitschten Strähnen Regengüsse
Und verwandeln Bäche rasch in Flüsse.

Dann mit einem Mal tritt Stille ein!

Nebeldampf umwallt das Felsgestein —
Hell und heller wird's in weitem Kreise,
In der Ferne nur noch grollt es leise;
Da und dort aus engen Wolkenstlizen,
Durch der Wetterschwaden flieh'nden Qualm,
Tröstlich wieder Sonnenstrahlen blizen
Und vergolden Felssturz, Wald und Alm.

Arthur Zimmermann.

Das Hennendiandl. *)

Von Rudolf Greinz.

Die dummen Geschichten, die einem selber passiert sind, erzählt man regelmäßig am unliebsten. Zur heilsamen Buße für unterschiedliche Sünden muß ich mein Abenteuer mit dem Hennendiandl aber doch einmal austragen.

*) Aus der sehr empfehlenswerten Sammlung: „Deutsche Humoristen“, 7. Band. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg.

¹⁾ Rucksack.

Es ist schon ziemlich lange her. Ich war damals in der höchsten Blütezeit der holdesten Jugendeselei. Es war in den Ferien nach meiner Gymnasialmatura. Ich genoß meine frisch erworbene Freiheit mit vollen Zügen in Gestalt einer Sommerfrische im Brandenberger Tal.

Von Rattenberg im Unterinntal aus wanderte ich an einem Julitage mit dem Schnerfer¹⁾ am Rücken über das uralte romantische

Frauenklosterlein Mariatal in die Bergeinsamkeit von Brandenburg. Durch rauschenden Buchenwald entlang der Brandenberger Ache, deren spiegelklares Wasser einen ganz eigenartigen Perlmutterglanz hat. Völlig wie zauberische Farben von Märchenbrunnen. Eine weite Strecke über einen schier ebenen Saumpfad und schließlich steil empor nach der im Hintergrund des Tals gelegenen Gemeinde Mtschau.

Ein richtiger Schinderweg, der einem bei Sonnenglut den letzten Schweißtropfen aus den Poren treibt. Aber droben auf den grünen Bergmatten, über die sich weit verstreut die Bauernhöfe von Mtschau breiten, ist's dann um so herrlicher. Man sieht nicht allzu fern in der Runde. Die Welt ist eng begrenzt da droben. Um so leichter vergiftet man auf die Welt draußen.

Mtschau hat ein einziges kleines Wirtshäusl. Ein richtiges Bauernwirtshäusl, in dem es wohl einen guten Tropfen Wein, aber in der Kost verdammt wenig Abwechslung gibt. Speckknödel, Schmarrn, Geselchtes mit Kraut, Topfenbaunzen²⁾ oder Erbdäpfelnudel, das macht so ziemlich die ganze Speiskarte aus. Höchstens einmal ein frisches Schweinernes, wenn gerade ein Bauer schlachtet.

An Werktagen war es recht einsam in dem Wirtshäusl. Kaum daß sich hie und da ein Gast dahin verirrt. An Sonn- und Feiertagen ging es aber sehr lebhaft zu. Da kamen die Bauern und Knechte und huldigten dem Vergnügen des Regelscheibens. Es war eine prächtige Regelbahn beim Wirt, auf der oft hitzige Schlachten ausgefochten wurden.

Schon am ersten Sonntag meiner Sommerfrische in Mtschau hatte ich den Kranzelscheiber Ley kennen gelernt, der alsbald mein besonderer Freund und Vertrauter wurde. Mit seinem gewöhnlichen Namen hieß er Alexius Hupfauf und war Knecht beim Kirchebner, einem größern Bauern in Mtschau. Der Ley war der beste Regler in der ganzen Gegend. Daher auch sein Name Kranzelscheiber Ley.

Er weihte mich in die höheren Geheimnisse des Regelscheibens ein. Wie man eine sogenannte „Prälatenwürst“ schiebt, das heißt auf einen einzigen Wurf die drei mittleren Regel mitsamt dem König zu Fall bringt. Dann die schwierigere Technik der Kranzeln. Da gilt es, auf drei Würfe sämtliche Regel mit Ausnahme

des Königs in der Mitte zu fällen. Und endlich das Ideal jedes Reglers: das Naturkranzel. Das ist das oben erwähnte Kranzel auf einen einzigen Wurf. Die Naturkranzeln sind übrigens so selten, daß sie mit Jahr und Datum an den Balken der Regelbahn angekreidet werden.

In der freien Zeit, die mir das Regelscheiben und das Herumstrapanzen³⁾ in der Gegend ließ, hatte ich mich schauerhaft verliebt. Der Gegenstand meiner Verehrung war ein junges, etwa neunzehnjähriges Diandl mit dunkelbraunen Zöpfen, braunen lustigen Augen und einem herzigen Gesicht. Das Bronnele beim Gschwentnerbauern.

Der Gschwentner war der reichste Bauer in Mtschau. Sein Gehöft konnte wahrhaft stattlich genannt werden. Ein breit und massig hingehautes Bauernhaus mit großem Stall, Heustadel und Lennen und mit einem ausgedehnten grünen Acker.

Die Gschwentnerbäuerin hatte eine geradezu leidenschaftliche Vorliebe für Geflügelzucht. Das größte Kontingent stellten natürlich die Hennen. Es waren aber auch ziemlich viele Enten und Gänse auf dem Hofe vorhanden. Sogar ein welscher Truthahn stolzierte in dem Acker umher.

Für die Hennen hatte der Bauer einen eigenen Stall errichtet. Ein kleiner Teil des Lennen war zum Hennenstall umgebaut worden, zu dem vom Erdboden aus ein schmales Stiegerl hinaufführte.

Für die Hennen und das übrige Geflügel hatte sich die Bäuerin eine eigene Dirn angestellt, die in Mtschau allgemein nur das Hennendiandl hieß. Und dieses Hennendiandl war eben das Bronnele, an die ich mein Herz verloren hatte.

Natürlich hatte meine Angebetete davon keine Ahnung. Über ein paar schüchterne Versuche, mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen, war ich nicht hinausgekommen. Und diese Gespräche drehten sich immer nur um die Hennen. Bei diesem Thema blieb ich unrettbar kleben und suchte vergebens den nötigen Übergang zu einer Eröffnung meiner Gefühle.

In dieser verzwickten Lage kam mir der Kranzelscheiber Ley zu Hilfe, den ich in mein Geheimnis einweihte. Er hatte mir mit entschieden großer Aufmerksamkeit schweigend zugehört, lachte unter meiner Erzählung mehrmals verschmizt und tat schließlich die schmeichel-

²⁾ Mehlspeise aus Topfen. ³⁾ Herumstreichen.

hafte Äußerung: „Weißt was, du bist a dakkerter¹⁾ Teufel. Es Stadtlinger habt's halt alle an Leibschaden im Hirn! Dö G'schicht mit 'm Hennenbündel hast ja ganz verdraht ang'fangt: da muaszt zum Bronnele fensterln geh'n, wenn d' wissen willst, wie d' dran bist!“

Als ich ihm erklärte, daß ich so was doch nicht recht wagen würde, fuhr mich der Ley an: „Laß dich nit auslachen, du Trauminer! Wenn du dein Herz in der Hosn hast statt am richtigen Fleck, nacher wirst nia was ausrichten bei an saubern Diandl! Übrigens, weil's du bist, will i 's erste Mal mit dir geh'n und dir 's Loaterl halten!“

Ich war überglücklich, daß sich der Ley so echt freundschaftlich meiner annahm, und befand mich drei Tage lang in großer Aufregung und in spannender Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Denn so lang dauerte es noch, bis der Fensterlgang angetreten wurde.

Es müsse eine stockfinstre Nacht sein, hatte der Ley gesagt. Da jetzt Neumond eintrete, hätte ich gerade die günstigste Zeit erwischt. Inzwischen hatte mir der Ley auch gesteckt, daß mich, soweit er sich auskenne, das Bronnele gar nicht so ungern sehe.

Stockfinstre Nacht war's, als ich mit dem Ley den Weg zum Schwentnerhof hinauftappte. Schwere Wolken zogen am Himmel. Eine schwüle Sommernacht. Ich stolperte neben dem Ley dahin, der eine kleine Leiter trug.

Endlich kamen wir an den Angerzaun des Schwentner. Ein Gatterl knarrte. Es ging über weichen Rasen dahin. Das Gehöft war nur in ganz verschwommenen Umrissen gegen den dunklen Nachthimmel zu erkennen. Kein Lüsterl regte sich. Ein paarmal wäre ich bei einem Haar mit dem Schädel gegen einen der Bäume im Anger gerannt.

Jetzt schienen wir zur Stelle zu sein. Wenigstens machte der Ley Halt und lehnte die Leiter gegen die Mauer. Mein Herz klopfte hörbar.

„Da is 's Kammerfensterl vom Bronnele!“ flüsterte der Ley. „Laß pass' auf, damit 's nächste Mal 's Fensterln selber kannst!“

Der Ley tat mit der Zunge ein paar Schnaggler, daß es klang wie gedämpftes Peitschenknallen. Dann begann er halblaut mit unterdrückter Stimme zu singen:

Diandl, mach 's Kiegerl auf,
mach' mir dei' Kiegerl auf,
Diandl, mach auf!

Laß' mich nit lang so pass'n
da herunt' auf der freien Gass'n,
Diandl, mach auf!
Diandl, Diandl, kennst mich nit,
oder is dö's dei' Fensterl nit?
Diandl, mach auf! . . .

Und so ging es noch ein paar Strophen weiter. Nichts rührte sich.

„Ich will amal z'erst aufsteig'n und a bissel anklopfen!“ sagte der Kranzelscheiber Ley leise und stieg im nächsten Augenblick flink wie ein Dackherl²⁾ die Leitersprossen empor. Ich hörte, wie er mehrmals klopfte.

Wiederum lautlose Stille. Dann hörte ich den Ley sagen: „Mir scheint, 's Bronnele rührt sich schon!“

Bald darauf vernahm ich, wie sich etwas in den Angeln drehte. Gleichzeitig kletterte der Ley die Leiter wieder herunter.

„Sie hat 's Fensterl aufg'macht!“ flüsterte er. „Schleun³⁾ dich, steig' ein!“

Er schob mich gewaltsam zur Leiter und schob noch hinter mir nach, daß ich, ob ich nun wollte oder nicht, nach oben klettern mußte.

„Steig' ein!“ hörte ich den Ley, der hinter mir auf der Leiter stand.

Ich tastete um mich und griff eine Art Fensterbalken. Eine warme dunstige Luft schlug mir entgegen.

„Steig' ein!“ hörte ich noch den Ley sagen. Dann schob er mich durch die Öffnung im Gehäck durch. Ich purzelte nach vorn ins Dunkle. Noch ein kräftiger Schub des Ley, und ich war drinnen. Hinter mir hörte ich es zuschlagen und einen Kiegel vorschieben.

Das war das Werk weniger Sekunden. Ich tastete um mich und griff mit den Händen in lauter Stroh. Dann richtete ich mich auf und stieß mir den Kopf derart an den Überboden des Raumes, in den ich geraten war, daß mir die hellen Funken vor den Augen tanzten und ich unwillkürlich in die Knie sank.

Gleich darauf ging rings um mich herum ein Heidenspektakel los. Ein Springen und Flattern und aufgeregtes Gackern, daß ich vorläufig ganz betäubt war. Ich kam jedoch rasch genug zu der Erkenntnis, daß ich mich nirgend anderswo befand, als im Hennenstall. Das in seiner Nachtruhe gestörte und durch meinen plötzlichen Einbruch ganz entsetzte Hennenbündel tobte wie wahnsinnig um mich herum.

Ich schlug mit beiden Armen aus und trommelte mit den Fäusten gegen die feste Balken-

¹⁾ dummer. ²⁾ Eichhörnchen. ³⁾ Eile.

wand. „Lex!“ rief ich, „Lex! I bin im Hennenstall. Wir haben 's Fensterl verfehlt! Mach' auf, Lex!“

Keine Antwort erfolgte. Ich glaubte jedoch ein unterdrücktes Lachen von draußen zu hören.

„Aufmachen, Lex! Hast g'hört!“ trommelte ich weiter. Keine Erhörung. So polterte ich wohl noch eine Viertelstunde.

Während dieser Zeit kam es mir zur Erkenntnis, daß der verfluchte Lex mir einen Pöffen gespielt hatte. Je mehr ich wütete, desto rasender wurden die Hennen.

Daß man im Haus von dem Spektakel im Hennenstall nichts hörte, dafür fand ich erst später die Erklärung. Der Lennen lag weit nach rückwärts und war von dem Haus durch den Stall und durch den mächtigen Heustadel getrennt. Zudem gingen die Fenster der Schlafkammern alle nach vorn heraus. Bei dem gesunden Schlaf, den ein Bauer hat, hätte ich also wohl noch die halbe Nacht toben können.

Ich beruhigte mich aber schließlich und kauerte mich in stumpfer Verzweiflung in eine Ecke des Hennenstalles, durch dessen Türkl mich der Lex statt durch Brones Fensterl hatte schlüpfen lassen. Ich kam mir unsäglich dumm vor. Ich glaube sogar, ich habe vor Bohn geweint.

Mit mir beruhigten sich auch die Hennen. Sie schienen sich mit meiner Anwesenheit abgefunden zu haben. Nur hie und da flatterte eine herum. Dann aber hockten sie offenbar wieder auf.

Es kommt mir vor, als ob ich einige Zeit geschlafen hätte. Neuerliches Geflatter brachte mich wieder zu mir selber.

Durch die Ritzen im Holzbau des Hennenstalles brachen die Strahlen der Morgensonne. Ich hörte, wie sich Schritte näherten. Ein Rie-

gel wurde zurückgeschoben. Das Türkl tat sich auf. Der helle Morgen schien herein.

Draußen stand das Bronese und lockte die Hennen... „Bull... Bull... Bulliii...“ das Geflügel enteilte dem Stall.

Zulezt guckte das lachende Gesicht des Hennenandiäls in den Stall herein. „Oha, da hockt noch a Gockl drin!“ rief sie.

Ich sprang in meiner Ecke empor, stieß mir den Schädel noch einmal damisch an, kroch durch das Türkl an dem Bronese vorüber ins Freie, setzte wie gehegt mit ein paar Sprüngen über das Hennenstiegerl hinunter und von da fort über den Unger, hinaus beim Gatterl und weit weg vom Gschwenterhof.

Das Hennenandiäl aber hörte ich hinter mir drein lachen, daß es völlig ersticke.

So geschämt, wie damals vor dem Hennenandiäl, habe ich mich in meinem ganzen Leben nie. Noch am gleichen Tage packte ich meinen „Schnerfer“ und wanderte talauswärts, um das Zelt meiner Sommerfrische in einer andern Gegend aufzuschlagen. Den Kranzelscheiber Lex aber könnte ich heute noch bei lebendigem Leib braten.

Gesehen habe ich den Lex nicht mehr. Von der Wirtin in Mtschau erfuhr ich jedoch vor meinem Abschied durch vorsichtiges Herumfragen, daß der Lex schon seit mehr als einem Jahr der Schatz des Bronese war. Aller Voraussicht nach ist er in jener Nacht, während ich im Hennenstall dunstete, selber beim Hennenandiäl fensterln gegangen und hat sich recht ausgiebig über mich lustig gemacht.

Vielleicht hat der Kranzelscheiber Lex im Laufe der Begebenheiten das Hennenandiäl geheiratet. Vielleicht auch nicht. In jedem Fall soll ihn der Teufel holen!

Vom Briefmarkensport.

Wenn man auf Briefmarken zu reden kommt, hört man oft sagen: „Ja, als Schulsebube habe ich seiner Zeit auch solche gesammelt, aber schon lange nicht mehr.“ Damit wird gewöhnlich ein Werturteil über diesen Sport eingeschlossen, wenn auch nicht ausgesprochen, als sei er eigentlich ein bloßer und fast nutzloser Zeitvertreib. Doch ist dem nicht so. Wie die große Zahl der Sammler beweist, die in allen Schichten der Gesellschaft vertreten sind, vermag er ernste und tiefergehende Interessen zu befriedigen.

Einmal ist das Sammelgebiet fast endlos. Nach den neuesten Katalogen darf die Zahl der bis jetzt verausgabten Postwertzeichen überhaupt auf über 40 000 veranschlagt werden, trotzdem sie eine neuzeitliche Einführung sind. Die ersten eigentlichen Briefmarken wurden nämlich 1840 in England eingeführt, und seither ist ihr Gebrauch über die ganze Erde verbreitet. Bekanntlich sind Zürich und Genf 1843 schon dem englischen Beispiel gefolgt.

Die angegebene Gesamtzahl verteilt sich auf die einzelnen Erdteile annähernd wie folgt: